

der zerstreuten und oft ganz verworrenen Hülfsmittel, so wie die Kunst des Verfassers, trockne Notizen mit einem lebensfrischen, poetischen Reiz zu begleiten, nicht wegzuläugnen sind. Nach Beendigung des „Sudetensführers“ möge uns vergönnt seyn, eine Anzeige darüber in diesen Blättern mitzutheilen und den Verfasser gegen einige in jüngster Zeit erfolgte Angriffe in Schutz zu nehmen, auch auf die Gefahr hin, daß den Schlesischen Schriftstellern in Berliner Journalen vorgeworfen wird: ihr hauptsächlichstes Bestreben sey, einander gegenseitig zu loben. —

Berger's „Bruder und Schwester,“ das man, weil der Titel ein Verräther des Inhalts ist, in „die Stimme des Herzens“ umgewandelt hat, sprach leider nicht so an, als wir gehofft hatten. „Die Seeräuber,“ Baudeville von Cosmar und Rugler, ging als artige Neuigkeit in Scene, aber weit besser gefiel des trefflichen Töpfer's „Karl XII. auf Rügen,“ besonders durch die Darsteller des Karl und der Christine. Diese waren aber Herr und Madame Schütz aus Braunschweig, ein wohlrenommirtes, geachtetes Künstlerpaar, das gegenwärtig unser Theaterpublikum erfreut. Man ist ziemlich allgemein der Ansicht, daß Herr Schütz ein begabter Heldenspieler sey und auch im Komischen nicht Uebenes leiste. Was Mad. Schütz betrifft, so werden ihre Leistungen in naiven Partien und in Darstellung heiterer Charaktere eminent genannt, aber nicht so ihre ernsten und sentimentalen Rollen, wenn sie gleich auch hier ein Talent zeigt, das mehr vermag, als die Masse zu entusiastiren. Als „Wilhelm Tell“ gefiel Herr Schütz recht gut, aber doch weniger als z. B. Kott, und die „Hedwig“ der Mad. Schütz wären wir fast geneigt, ihren schwächern Rollen beizuzuordnen. Ein hiesiger Referent hat den „Tell“ ohne Bedenken Schillers kunstreichstes Drama genannt, das von Anfang bis Ende stets auf einer gewissen Höhe der Idee schwebt. Ersteres zugegeben, so ist mir aber doch diese Idee an und für sich nicht recht großartig vorgekommen. Was ist dieser Tell anders, als ein derber Schweizer, der die Plackereien und Schikanen, welche er vom Landvoigt zu erdulden hat, zu rechter Zeit den Interessen des Vaterlandes assimilirt, der gegen den Tyrannen blutige Rache beschließt, sie auch wirklich nimmt und diese feige Privattrache zu einer patriotischen That stempelt! Wie begeht er die That? Etwa in der Hitze des ersten Moments, in der Sturmfluth der Leidenschaft? Nein, dieser Mensch philosophirt mit kaltem Blute, um sich die Langeweile zu vertreiben, über sein Vorhaben hinterm Busch und sucht seinen Plan zu motiviren. Der sterbende Geflüchtete ist mir immer, trotz seines moralischen Unwerthes, in dieser Scene erhaben vorgekommen. Und befreit etwa Tells Pfeil de facto das Schweizerland? Mit nichten! Wären die Männer vom Rütli nicht einmüthig als Befreier aufgetreten, hätte (was wohl zu beachten) Johannes Parricida nicht den Kaiser ermordet, so wäre an Geflüchteten Stelle ein anderer Voigt getreten und die Sache beim Alten geblieben. Am Schlusse gerathen die beiden Mordgesellen zusammen, und Johann, der mit dem Schweizer Cartell machen will, wird mit tüchtigem Uebermuth und pathetischen Phrasen von Letzterem abgewiesen, der sich alle Mühe giebt, dem Unglücklichen zu beweisen, daß der Pfeilschuß kein Mord, sondern eigentlich ein gottgefälliges Werk gewesen, und während der aufrichtig bereuende fürstliche Uebelthäter unsere Theilnahme, ja unsere Achtung auf seine Bußfahrt mitnimmt, bleibt für den Tell das Segentheil zurück. —

Das romantische Dorf Alt-Scheidnich ist nun wirklich verpriesen, d. h. eine Wasserheilanstalt à la Gräfenberg ist in dem ehemals Hoffmann-Nolkeschen Kaffeehause (vor 1806 einer Besizung des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen) arrangirt worden, eine didactische Sanitätspoesie ist also an die Stelle der Romane oder Idylle getreten, welche ehemals heimisch war in den schönen Partien des

Dorfes. Ob die Sache gelingen wird, steht dahin, denn wenn auch zum Baden das Wasser aus den neugegrabenen Brunnen anwendbar ist, so fehlt doch zum Trinken das eisigfrische Bergwasser, dessen eigenthümliche Temperatur und Reinheit so große Wirkungen hervorbringt. Wir kommen auf die Scheidnicher Wasserheilanstalt später noch einmal und ausführlicher zurück. —

Die privilegirte „Schlesische Zeitung,“ welche seit dem Tode ihres Redakteurs, des Professors Schön, noch immer interimistisch verwaltet wird, hat nun mit höchster Genehmigung in der Person des Dr. Runkel, zeitherigen Redakteurs der Elberfelder Zeitung, einen neuen Verwalter erhalten. An die Stelle des Dr. Runkel in Elberfeld tritt der achtbare hiesige Gelehrte R. Hilscher, der für dieß Amt ganz geeignet ist und auch früher, besonders bei Schall's langer Krankheit, die „Breslauer Zeitung“ zu allgemeiner Zufriedenheit redigirte. —

Wahrscheinlich ist weder der Sezer, noch der Corrector der „Abend-Zeitung“ ein Freund polnischer Zustände, denn Seite 380 d. B. haben mir die genannten Herren einen sarmatischen Wisz grausam zu Wasser gemacht, indem sie statt polnisch „politisch“ setzten und stehen ließen. Aber ich lasse weder Herrn H. Wenzel, noch mich politisch verdächtigen. Herr Wenzel hat den „Schlesischen Musenalmanach“ nicht ein politisches, sondern ein polnisches Gericht genannt, weil er nicht in einer politischen Stadt, nicht unter politischen Zinngießern, sondern in einer polnischen Stadt, unter polnischen Zinngießern lebt, und weil vielleicht mancher Leser der Abend-Zeitung nicht weiß, woraus ein polnisches Gericht besteht, so belehre ich ihn, daß es ein Amalgam von klein gehacktem Speck, Haring, Rettig, Apfel und Zwiebel mit Essig und Del ist. Wieviel von jeder Species genommen werden muß, verschweige ich klüglich, damit mir nicht die Herausgeberin eines Kochbuchs das Recept nachdrucken kann. Also Polnisch, meine Herren, nicht Politisch, denn in Schlesien herrscht noch gar viel polnische Wirthschaft, und es hat hier niemals geheissen: Finis Poloniae, sondern Initium Poloniae, vorzüglich in gewissen Richtungen der Journalistik und der Kritikasterei. —

Am Schluß dieses Berichtes sey es mir noch vergönnt, die „Zeitankbote“ zu berichtigen, welche Herr Schütz Seite 327 dieses Jahrganges der Abend-Zeitung mittheilt. Er sagt darin: „in der katholischen Kirche wird auch heut zu Tage noch immerfort gebetet: Sancta Trinitas, ora pro nobis, heilige Dreieinigkeit, bitte für uns!“ — Obgleich die katholische Symbolik und Ritualistik im Wesentlichen auf der ganzen Erde vollkommen übereinstimmt, so will ich doch nicht daran zweifeln, daß hier und da, in dieser und jener Dorfkirche manch alberner kirchlicher Gebrauch, manch wunderliche Gebetsformel Statt haben kann, weil solche Dinge gleichsam örtlich eingebürgert, gar nicht erst zur Kenntniß der geistlichen Diöcesanbehörde gelangen. Aber wenn Herr Schütz der ganzen katholischen Kirche obigen Vorwurf macht, so dürfte er sich doch wohl sehr bedeutend irren, und er muß es sich gefallen lassen, daß ich von dem Terrain, welches sein Tadel umfaßt, mit vollem Rechte das Breslauer Bisthum — bekanntlich das größte der Erde — das östliche Deutschland, Polen, Mähren, Ungarn und die preussischen Rheinprovinzen abschneide, denn in diesen Ländern und auch in Oestreich und Italien wird nicht gebetet: „sancta trinitas, ora pro nobis, sondern sancta trinitas, miserere nostri, d. h. heilige Dreieinigkeit, erbarme dich unser!“ — So ist es in der Invocatio Omnium Sanctorum Juxta Antiquissimum Ecclesiae Ritum vorgeschrieben, welche bei den Processionen und den Umgängen am Frohnleichnamfest seit dem dreizehnten Jahrhundert gesungen wird.

Radislaus Tarnowski.